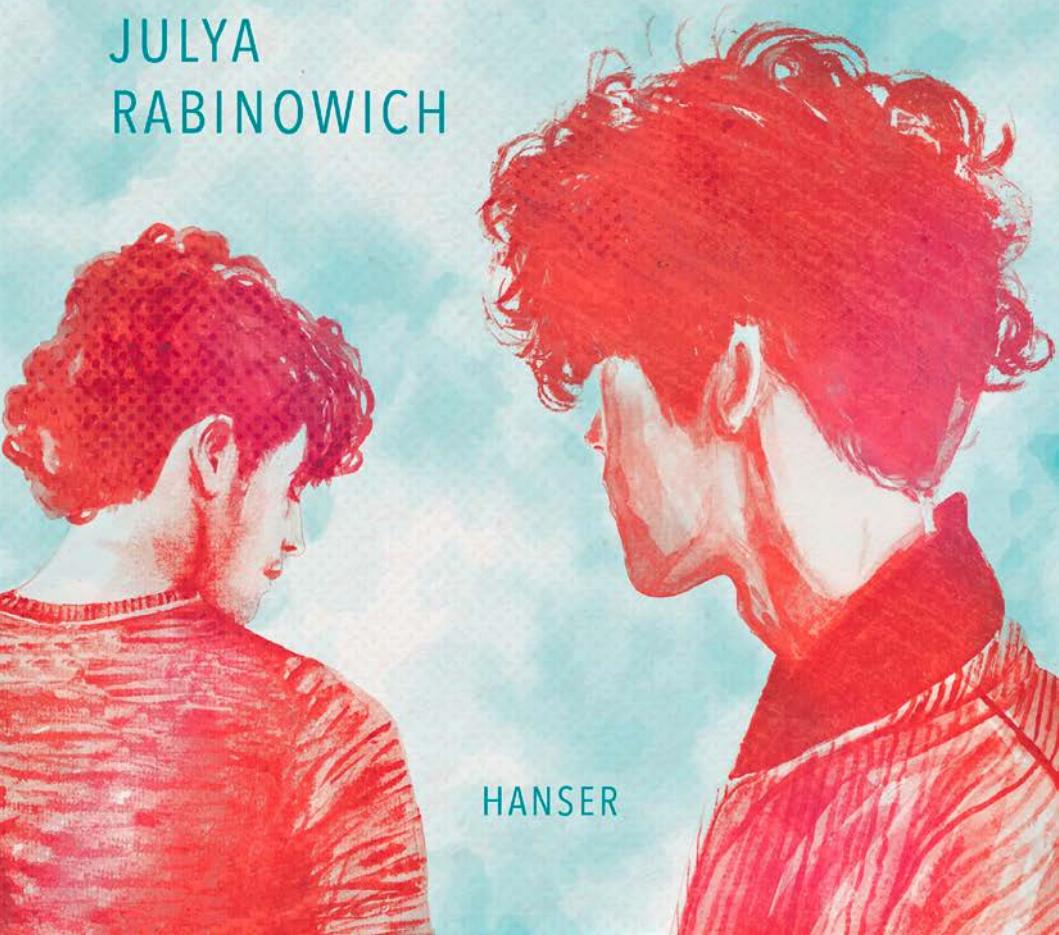


# MO & MORITZ

JULYA  
RABINOWICH



HANSER

# Leseprobe

## Das Buch

Zwei Jugendliche, die für ihre Liebe kämpfen und Vorurteile überwinden.

Mo stammt aus einer Familie mit muslimischen Wurzeln. Als er eine Friseurlehre in einem Wiener Nobelsalon beginnt, taucht er ein in eine glamouröse Welt. Eines Abends wird er hinter den Kulissen des Wiener Opernballs eingesetzt und verliebt sich – ausgerechnet in Moritz, einen Jungen aus einer jüdischen Familie. Mo schwebt auf Wolke sieben – und bekommt gleichzeitig kalte Füße: Was, wenn seine Familie davon erfährt? Wird er jemals zu Moritz und seiner Liebe stehen können?

Julya Rabinowich erzählt in *Mo & Moritz* eine Liebesgeschichte von heute, ganz nah dran an den Träumen und Hoffnungen Jugendlicher!

## Die Autorin

Julya Rabinowich, geboren 1970 in St. Petersburg, lebt seit 1977 in Wien, wo sie auch studierte. Sie ist Schriftstellerin und Kolumnistin und war viele Jahre als Dolmetscherin tätig. Ihr erstes Jugendbuch *Dazwischen: Ich* (2016) wurde u. a. mit dem Friedrich-Gerstäcker-Preis, dem Österreichischen Kinder- und Jugendbuchpreis und dem Luchs (von Die Zeit & Radio Bremen) ausgezeichnet. Es folgten *Hinter Glas* (2019), *Dazwischen: Wir* (2022) und *Der Geruch von Ruß und Rosen* (2023).

Julya Rabinowich. *Mo & Moritz*  
224 Seiten. Klappenbroschur. Auch als E-Book  
Erscheint am 27. Januar 2026

[hanser-literaturverlage.de](http://hanser-literaturverlage.de)

Umschlag: © formlabor, Hamburg  
Motive: © fahmifauzi999/Shutterstock; © Glanyarux\_M/Shutterstock

HANSER

# PROLOG

»Und dann lebten sie glücklich bis an ihr Ende«, sagte Moritz.

»Moment. Nein.«

»Was stört dich daran, Mo?«

»Ich will nicht, dass wir ein Ende haben.«

»Aber wir sind dann glücklich!«

»Wir sind doch schon jetzt glücklich.«

»So ist das nun mal mit dem Happy End.«

»Ja, sage ich doch. Wir sind einfach für immer.«

»Für immer und eine Urlaubswoche.«

Sie sahen über den Strand, die Sonne malte goldene Flecken auf das Meerwasser, die Strandcafés barsten aus allen Nähten.

»Traust du dich, Hand in Hand mit mir an diese eine Bar zu gehen?«

Mo zögerte, aber nur kurz.

»Ich geh mit dir überallhin.«

»Auch Hand in Hand? So richtig Hand in Hand und vor allen?«

»Ja«, sagte Mo.

Es fiel ihm nicht unbedingt leicht. Aber was war ihnen die letzten Monate schon leichtgefallen, dachte er. Das alles war einfach ein Geschenk. Etwas, das er nicht bestellt hatte und das richtig, richtig kompliziert war. Aber, trotz allem, es war das schönste Geschenk, das er je erhalten hatte. Und das wichtigste.

# URKNALL MIT KNALLEFFEKT

Die linke Hand des Vaters zitterte. Die rechte Hand mit dem goldenen Ehering lag locker darüber. Das Zittern machte sich trotzdem bemerkbar, die vier vernarbten Finger, die alle in verschiedene Richtungen ragten, bebten unter den gesunden geraden Fingern. Mo konnte den Blick nicht von ihnen abwenden.

»Sie müssen ihren Sohn nicht mit einer weiteren Lüge schützen«, wiederholte der Direktor. Er war fast so alt wie Mos Vater, aber er behandelte ihn, als ob der Vater nur ein weiterer Schüler wäre, und Mo schämte sich doppelt: einmal für sich und einmal für seinen Vater. Mo schämte sich überhaupt recht oft. Er wusste das und schämte sich auch dafür, dass er sich oft schämte.

Mos Vater drückte die zitternde Hand noch weiter auf die glänzende Tischoberfläche, als könnte sie darin verschwinden wie im dunklen Wasser eines Moorteiches. Diese Hand, die für Mo früher Holzstückchen geschnitten und die ihn auf den Rücken eines Pferdes gehoben hatte, die ihm nie seltsam vorgekommen war und vor der seine Freunde am Anfang Angst gehabt hatten. Nicht die Freunde von früher, die kannten verdrehte, zerschmetterte Gliedmaßen aller Art nur zu gut, sondern die neuen Freunde im neuen Zuhause.

»Sag ihm, dass ich die Wahrheit sage.«

Die Stimme war leise, aber die Art leise, die gefährlich war bei sei-

nem Vater. Kurz nach diesem Leisesein wurde es erst still und danach üblicherweise sehr, sehr laut.

Mo räusperte sich.

»Er sagt, dass er die Wahrheit sagt, Herr Direktor.«

Und er schaffte es endlich, seinen Blick von den Vaterhänden zu lösen und hochzublicken in das Direktorgesicht, das gekrönt war von einer silbernen Brille und tiefen Falten auf der Stirn, die sich nun in Wellenlinien legten, um das Erstaunen besonders greifbar darzustellen. Das Ding war wohl gelaufen.

»Wir haben hier aber eine Zeugin, die das Fälschen Ihrer Unterschrift beobachtet hat«, sagte der Direktor. Mos Blick wanderte hinüber zur Musiklehrerin. Sie lächelte, ihr glattes rot gefärbtes Haar glänzte in der Sonne, die durch das hohe Fenster in das Büro des Direktors schien, und Mo wünschte ganz kurz, dass es kein Sonnenstrahl, sondern ein Laserstrahl wäre.

»Auf der Treppe hat er gesessen und hat das vor meinen Augen gemacht.«

Mo senkte den Blick auf die glänzende Lackfläche und schüttelte den Kopf. Er wartete nicht auf die Frage seines Vaters, er übersetzte nicht.

»Ich habe nichts gefälscht«, flüsterte er. »Ich habe nur im Mitteilungsheft geblättert.«

»Was sagt sie?«, fragte Mos Vater.

»Was sagst du?«, fragte der Direktor.

Und die Musiklehrerin sagte: »Was redest du da!«

Und da bekam die Schwingung der Vaterfinger ein gewisses Eigenleben und dehnte sich aus wie das Universum nach dem Urknall, bis sie Mo ganz und gar erfasst hatte, bis er darin verschwand, und irgendeiner – aber bestimmt nicht Mo, ganz sicher nicht Mo, der würde so etwas niemals tun! – irgendeiner, der Mo ganz fremd

war, aber dennoch seltsamerweise mitten aus seinem Mund tönte, schrie:

»Ich habe das so satt! Ich habe das alles so satt! Warum glauben Sie uns nicht? Ich habe es doch erklärt, und mein Vater hat das auch bezeugt und Ihnen sogar seine Verletzungen gezeigt, wir beide haben es doch bereits gesagt, dass seine Unterschrift immer wieder anders aussieht, je nachdem, ob er mit links oder mit rechts unterschreibt! Das machen Sie doch einfach absichtlich!«

Und während es aus ihm herausschrie, beobachtete er, als wäre er ein völlig unbeteiligter Zuschauer, wie sich die Gesichter der Musiklehrerin und auch jenes des Direktors immer weiter in die Länge zogen.

Wie in einem Cartoon.

Dann war es kurz wieder still.

Dann brüllte auch sein Vater.

So war also der Tag, an dem Mo von der Schule flog.

\*

Mos großer Bruder ließ ein verächtliches Furzgeräusch zwischen dem unregelmäßigen Oberlippenbart und dem unregelmäßigen Bart am Kinn hinaus. Immerzu hatte Mo das Bedürfnis, diesen Bart zurechtzustutzen, aber er wagte nicht, es seinem Bruder anzubieten.

»Die glauben uns doch nie etwas. Die verachten uns.«

Mos Mutter war kreidebleich. »Was wird denn jetzt aus dir werden?«, flüsterte sie.

Und der Bruder sagte: »Niemand, der arschkriechen wird.«

Seine Mutter seufzte. »Wir sind hier nicht zu Hause. Wir müssen uns benehmen.« Der Bruder lachte, und sie hob die Stimme, wie immer wieder in letzter Zeit. »Ja, auch du!«

Mos kleine Schwester hatte Glück und war bei ihrer besten Freun-

din eingeladen. Sie hätte ihm sehr leidgetan, hätte auch sie jetzt dabei sein müssen. Mos Vater schwieg über seiner Tasse mit Ingwertee. Mo fühlte sich seltsam schwerelos, als wäre er ein heliumgefüllter Ballon, der einfach abheben und an der Decke hängen bleiben könnte, bis ihn ein Windstoß aus dem Küchenfenster, über den Hof und weiter über die graue Betonwand gegenüber trieb, auf die ein Penis und mehrere Blümchen gekritzelt waren. Up, up and away!

Am nächsten Tag erwachte Mo aus Gewohnheit zur gleichen Zeit, zu der er aufgestanden wäre, um in die Schule zu fahren. Das Haus war ungewohnt leer, das Liegenbleiben ebenso ungewohnt. Es fühlte sich an wie ein unerwarteter Sonntag, aber ein Sonntag, der irgendwie falsch war. Ein richtiger Scheiß-Sonntag. Ein Scheiß-Fake-Sonntag. Ein verlogener Scheiß-Fake-Sonntag. Maryam war schon auf dem Weg in die Schule, der Bruder unterwegs wie immer öfter um diese Zeit. Aber wo waren seine Eltern? Nicht einmal seine Mutter war da, dabei war sie es, die hier immer die Stellung hielt.

»Hallo?«, rief er in die stille Wohnung hinein und erhielt keine Antwort. Er stand auf und schlurfte aufs Klo. Im Klo roch es ungewohnt. Nach Rauch und Gewürzen und ganz viel Raumspray, eine sehr eigenartige Mischung. Auf dem Weg zurück ging er an dem Zimmer seiner Schwester vorbei, eigentlich gar kein echtes Zimmer, sondern die Hälfte des einen sogenannten Kinderzimmers, das er und sein Bruder und sie bewohnten. Sein Vater hatte Schränke der Länge nach aufgestellt und ihre Rückseite mit Spanplatten verstärkt. Nun bewohnte sie einen kleinen rosa Schlauch auf ihrer Seite der Abtrennung. Sie sagte Sparschweinbauch dazu, und Mo brachte es nicht übers Herz, ihr zu sagen, dass der große Bruder es Blinddarmfortsatz nannte. Er spähte hinein. Rosa Bettzeug. Rosa Teppich. Wieso kauften sie immer rosa Zeug für Mädchen, dachte er. Er ging hinein und strich

die Decke glatt, eine Übersprungshandlung, um die ihn niemand gebeten hatte. Unter der Decke war etwas Hartes. Er schlug den rosa Deckenzipfel zurück. Ein Tagebuch. Ein schwarzes Tagebuch mit einer roten Rose drauf. Sehr dramatisch. Er wusste, man sollte so etwas nicht tun, aber heute war alles egal, er hatte schon eine Menge getan, was er nicht hätte machen sollen, also öffnete er den Deckel. »Dieses Buch gehört Miranda«, stand da. »Wer es unerlaubt anröhrt, wird sofort verflucht.« Miranda? Es wurde immer besser. Maryam hatte ihr Foto hineingeklebt, es gab gar keine Zweifel, wer diese Miranda war. Wenn sein Vater das sah, würde es fürchterlichen Ärger geben. Mo nahm sich vor, mit ihr ein ernstes Wörtchen zu reden. Irgendwo, wo außer ihr niemand dieses ernste Wörtchen hören konnte.

»Na und, du bist ja nicht mal in der Schule«, würde sie sagen und lachen. »Dich haben sie ja gleich gecancelt, du Ober-Loser.«

Und sie hätte wohl recht, dachte Mo und fühlte sich sofort wie der oberste aller Ober-Loser. Seine Mutter hatte ihn bekniert, sich doch beim Direktor zu entschuldigen, alles zurückzunehmen, das, was er nicht getan hatte, zuzugeben und darum zu bitten, wieder zurückzudürfen. Mo hatte nichts darauf geantwortet, sondern stur in seinen vollen Suppenteller gestarrt, alle waren fertig, nur er nicht, dabei mochte er die scharfe Linsensuppe sehr, die seine Mutter gekocht hatte.

Er hatte die Wahrheit gesagt. Er würde diese Wahrheit nicht leugnen, er würde sich nicht verbiegen, dieses Mal nicht. Dieses eine Mal eben nicht.

Sein Bruder bestärkte ihn: »Endlich machst du einmal was richtig«, hatte er zu ihm gesagt, als sie sich in ihrem engen Zimmer am Abend hinlegten, Mo auf einem Kinderbett, das ihm schon zu klein geworden war, und sein Bruder auf einem quietschenden Klappbett, das mit jeder seiner Bewegungen in ein eigenartiges Konzert ausbrach.

Mo stellte sich manchmal vor, das Klappbett sei ein Instrument und sein Bruder der Musiker. Einmal nach rechts drehen – ein Sprung-federn-gestöhnen. Einmal nach links drehen – ein hoher Laut größter Verzweiflung, nicht von Mo und auch nicht von seinem Bruder, nur vom Bett.

## EIN SCHRITT VORWÄRTS, ZWEI ZURÜCK

Mo duschte, kämmte sein Haar, rubbelte sich ab und zog seine Lieblingsjeans an. Von draußen klangen die Autos in die stille Wohnung hinein, als ob sie mitten durch das Zimmer fahren würden, die Hunde bellten so nahe, als stünden sie neben Mo. Und Mo hatte Angst vor Hunden. Ziemlich große Angst. Der Tag war seltsam, er hatte so eine Anspannung in sich, dass er keine Lust auf ein Frühstück hatte, er kochte Kaffee im bronzenen Kaffeekännchen seines Vaters auf, weil er sich erwachsen fühlen wollte, selbstsicher, wie sein Vater ihm oft schien. Sein Vater kochte jeden Morgen diesen Kaffee mit etwas gemahlenem Kardamom auf, dieser Duft war fest verbunden mit dem Vater und seiner Stärke, er wollte auch etwas davon abhaben, aber als er in der Blechdose nachsah, in der das Gewürz gelagert wurde, fand er dort nichts vor. Während er noch in der Dose kramte, um wenigstens verbliebenen Kardamomstaub auf den Fingerspitzen zu sammeln, machte der Kaffee ein blubberndes Geräusch und kochte über, auf der Herdplatte tanzten zischend Kaffeetröpfchen. So viel dazu.

Mo hatte schon immer das Gefühl, anders zu sein. Aber er fand es ja anfangs nicht seltsam. Er fand es normal. Dass es seltsam war, ergab sich erst aus dem langjährigen Gegencheck mit allen anderen.

Wie an diesem einen Badetag, an dem sie mit der ganzen Familie an den Strand gefahren waren, so, wie sie es vor dem Krieg oft gemacht hatten. Sein Vater war mit dem Auto gefahren, beladen mit Sonnenschirmen und einer riesigen Kühlertasche, im hinteren Teil des Wagens türmten sich Melonen, die die Mutter gerade geerntet hatte. Und während Mo und seine Geschwister ihre Badetücher im Sand ausbreiteten, schnitt die Mutter die Melonen mit einem scharfen großen Messer in mehrere Teile, grüne Schale, blutrote Mitte, gespickt mit schwarzen Kernen. Dann ging der Vater mit den geschnittenen Melonen in der Kühlertasche am Strand entlang, und wenn er wiederkam, holte er sich die nächste und die übernächste Fuhre. Die Melonen seiner Mutter schmeckten wie knackende Zuckerstückchen, reif, krachend beim Beißen, mit einer solchen fruchtigen Süße, dass man kein Eis mehr brauchte. Zu Hause tröpfelte sie Zitronensaft über die gekühlten dreieckigen Scheiben und streute gehackte Minze dazu, und das alles roch so gut, dass Mo sich einmal geschworen hatte, einen Duft zu erfinden, der genau so roch. Ein Geruch nach der Erinnerung schönster Hitzetage. Dann hatte er den Fehler gemacht, diese Idee mit seinem Bruder zu teilen. »Und die Fliegen, die du dann anziehst? Ernsthaft jetzt, wer sich einduftet, ist ein Stinktier!«

Eineinhalb Jahre darauf erwarb sein Bruder ein plötzliches Interesse an den Nachbarstöchtern und eine Flasche fürchterliches Parfum, das roch wie eine Kreuzung aus WC-Spray und Eukalyptusbonbon und so derartig penetrant, dass seine Mutter ihn bat, damit aufzuhören.

»Auch wenn es Eau de Toilette heißt, sollte es nicht nach Klospray riechen«, hatte sie gesagt.

Mo hatte gelacht, und der Bruder hatte ihm leise und zähneknirschend einen Schwitzkasten versprochen und dieses Versprechen

auch am Abend erfüllt, und Mos Hals schmerzte anschließend noch mehrere Tage lang.

»Warum wehrst du dich denn nicht?«, hatte der Bruder geknurrt, während er ihm die Ohren heiß rieb. »Nur Memmen wehren sich nicht. Memme!«

Mo hatte die widerlich unformigen Brudersandalen angestarrt, weil er außer den Bruderfüßen und dem Boden nichts erkennen konnte, und hatte sich weder gewehrt noch ihm geantwortet, was den Bruder zu noch heftigerem Reiben animierte.

Damals, an diesem einen heißen Sommertag, ein paar Tage nachdem seinen Bruder das Parfumverbot ereilt hatte, damals war dieser eine besondere Tag gewesen, an dem Mo vielleicht das erste Mal dieses Gefühl gehabt hatte. Sie hatten gerade ihre Melonen, die Sonnenschirme und Badetücher ausgepackt, ihr Vater ging los, und ihre Mutter legte sich unter ihren Schirm und schloss erschöpft die Augen. »Nur zehn Minütchen«, sagte sie. »Lasst mich nur kurz ein Nickerchen machen«, und dann war sie in tiefen Schlaf gefallen und hatte leise zu schnarchen angefangen. Maryam versenkte ihre Nase in ihr Buch, es herrschte bis auf das leise Mutterschnarchen, das vertraut und entspannend klang, vollkommene Stille. Hätte geherrscht, wenn sein Bruder sich nicht plötzlich aufgesetzt und ihm kumpelhaft auf die Schulter geschlagen hätte.

»Ich war nicht so nett zu dir letztens«, hatte er gesagt. »Deswegen will ich jetzt nett zu dir sein.«

Mo öffnete die Augen nur einen Schlitz weit, über ihm stand die flammende Sonnenkugel.

»Ich zeig dir was Schönes. Komm.«

»Maryam ...«

»Nein, nein, lass sie. Das ist nichts für Mädchen.«

»Was?«

»Das, was ich dir gleich zeigen werde.«

Mo war unwillig aufgestanden und dem Bruder durch die Dünen gefolgt.

»Ganz still jetzt«, sagte der Bruder. »Sonst hören sie uns.«

Sie gingen eine Zeit lang steil hinauf, dorthin, wo ein kleiner Olivenbaumhain stand. Knorrige kleine Bäume, die der Hitze trotzten.

Sie stiegen über die letzte sandige Anhöhe, unter ihnen öffnete sich ein anderer Strandabschnitt, der tiefer gelegen war und den man nur von da sehen konnte. Und dahinter: die unglaubliche Rundung des Meeres über dem Horizont. Mo rutschte im Sand aus, hielt sich am Baum neben ihnen fest, der Sand rieselte hinab, der Bruder verpasste ihm eine Kopfnuss. Keine feste, mehr eine spielerische, aber auch die spielerischen waren nicht sehr verspielt beim Bruder.

»Still, habe ich gesagt!«

Mo hielt sich am Baum fest.

»Da.« Der Bruder zeigte nach unten. »Da sind sie.«

Unter ihnen lagen in der kleinen Bucht Mädchen, etwas älter als sie beide. Sie wähnten sich unbeobachtet und hatten ihre Kleider ausgezogen, eine hatte den Kopf auf die Schulter der anderen gelegt, die Freundin hielt ihren Arm um die Taille der anderen, sie waren sonnenschwer, meeressmüde, sie wirkten entspannt und glücklich, und mit einiger Sicherheit wussten sie nichts von den beiden, die ihre Zweisamkeit störten. Der Bruder ließ ein Ächzen raus, das sich anhörte wie ein schwer erkrankter Bär.

»Ist. Das. Nicht. Geil?!«

Mo sah weg. Es war nicht geil. Überhaupt nicht.

Er fand die Tatsache, dass sie sich hierhergeschlichen hatten und jemandes Leben unerlaubt beobachteten, absolut fürchterlich. Offenbar wurde aber von ihm erwartet, dass er genau das geil fand. Dass es

cool war. Aufregend. Er fühlte sich plötzlich furchtbar fehl am Platz und seinem Bruder sehr fremd, ironischerweise exakt in dem Moment, in dem dieser wirklich etwas mit ihm teilen wollte. Etwas, das ihm wichtig war.

»Jetzt schau schon hin, das ist doch unglaublich, diese Titten!«

Mo guckte gequält noch mal hin.

Die Mädchen waren unruhig geworden, als ob sie die Blicke gespürt hätten, die sich in ihre Haut bohrten, widerliche Widerhaken.

Eine setzte sich auf, hielt sich schützend die Hände vor die Brust und sah sich um. Mo fand diesen Körper, der so anders war als seiner, nicht anziehend, er fand ihn zart und ungeschützt, er litt mit den beiden, er schämte sich.

»Mama wird dich umbringen«, flüsterte er. »Von Papa reden wir da noch gar nicht.«

»Du hängst da jetzt mit drin, Zuckerschnecke«, höhnte sein Bruder. »Was mit mir passiert, gilt auch für dich.«

Mo blieb ihm die Antwort schuldig, aber er wusste, dass Schweigen jetzt und hier keine Option war, er kratzte all seinen Mut in den klammen Winkeln seines Bewusstseins zusammen und hielt die Luft an, bevor er einen großen Stein hinuntertrat.

»Bist du völlig wahnsinnig?!«, zischte sein Bruder.

Der Stein kollerte über den Rand und fiel hinab, die Mädchen sahen ihn fallen und sprangen mit einem Aufschrei hoch, der Bruder wich geschmeidig zurück wie ein geübter Boxer im Kampf, duckte sich hinter die Bäume, und der Einzige, der als Idiot in voller Pracht und bester Sichtbarkeit dastand, war Mo.

In der Nacht lag Mo lange wach. Hier hatte er noch ein eigenes Zimmer gehabt. Er lag wach, sah dem Mond dabei zu, wie er seinen Bogen über den klaren Sternenhimmel zog, und versuchte zu verstehen,

was er gefühlt hatte, als er auf die beiden Mädchen hinuntergeblickt hatte.

»Geil«, hatte sein Bruder gesagt. Das Wort stieß ihn ab. Der Bruder hatte das alles sehr aufregend gefunden, und die Heimlichkeit, mit der das alles geschehen war, fand er offenbar noch aufregender. Und Mo? Irgendetwas in ihm benahm sich wie ein Goldfisch im schlammigen Wasser, es blitzte ab und an auf, aber zeigte sich nicht ganz. Es war ein Gefühl oder vielleicht ein Gedanke, etwas, das sich nicht ganz spüren oder erkennen ließ, es machte Wellen in seinem Bewusstsein, die sich ausbreiteten und größer und größer wurden, ohne dass er hätte sagen können, wo der Ursprung dieser kreisförmigen Wellen denn war. Er legte seine Hände auf seine Brust in einem Echo der Geste, die das Mädchen gemacht hatte, seine Fingerkuppen waren sandig vom Tag am Strand, die Haut auf der Brust noch haarlos und zart.

Sollte er das Mädchen so anfassen wollen, wie es seinem Bruder so wichtig schien? War es das, was man fühlen sollte beim Anblick eines nackten Mädchenkörpers? Das? Er stellte sich vor, dass seine Hände nicht auf seiner, sondern auf der Brust des Mädchens lagen, die Fingerkuppen auf ihren Brustwarzen, und empfand nichts als Scham. Er setzte sich im Bett auf und leerte sein Wasserglas in einem Zug. Und dann hatte er es endlich. Das Gefühl, das sich so schwer einfangen ließ. Er empfand weder Lust noch Aufregung. Er empfand heftigen Neid. Auf die Zweisamkeit der beiden, die so vertraut nebeneinandergelegen hatten, als hätten sie sich gefunden, als hätten sie ein gemeinsames Geheimnis, als wären sie sich gegenseitig ein versteckter Garten.

Das war schon ziemlich lange her, eine andere Welt, an die Mo versuchte wenig zurückzudenken, weil nach dem Strand und den süßen Melonen fürchterliche Tage folgten. Tage voller Rauch und Feuer, Tage voller Schreie und Schweigen.

»Und, wieso bist du hergekommen?«, hatten sie ihn hier in der Schule oft gefragt. Und Mo hatte die Schultern gezuckt. Er sah keinerlei Sinn darin, das alles noch einmal wiederzukäuen und dann herauszuwürgen, es würde ihm nur erneute Albträume bescheren und den anderen nicht vermitteln können, wie das war, schreiend vor Angst in der Nacht hochzufahren und nicht zu wissen, wo man war und ob der Rest der Familie noch lebte.

Am Nachmittag kamen seine Eltern zurück. Schweigsam.

»Du kannst tatsächlich nicht mehr in diese Schule gehen«, seufzte seine Mutter schließlich, während sie Gemüse und Fleisch für das Abendessen schnitt und sich die Tränen aus den Augen wischte. Wegen der Zwiebeln und überhaupt. »Mein ganzer Charme war dort völlig verloren. Was für Ochsen im Tempel des Wissens.«

»Ich hab dir doch erklärt, dass so was nichts bringt«, hatte Mo dann gesagt und sich hintergangen gefühlt. Sie hatten das einfach über seinen Kopf hinweg entschieden. Als wäre er eine Figur auf einem Spielbrett, die man beliebig herumschieben konnte. Als ginge es nicht um ihn, sondern um ihre Vorstellung davon, wie er sein sollte. Sie hatten das über ihn hinweg entschieden und ihn noch nicht einmal informiert. Mo sollte eigentlich wütend werden, stattdessen schämte er sich schon wieder, dass er nicht einmal wütend werden konnte.

»Hilf mir doch endlich«, sagte seine Mutter. Er schnitt artig den Knoblauch, den Koriander und die Zwiebeln, bis er ebenfalls weinen musste. Dann ging er in sein Zimmer. Den Rest des Tages lag er einfach schweigend auf seinem Bett und starrte an die Decke. Das Zim-

mer wackelte jedes Mal heftig, wenn die Straßenbahn draußen vorüberschmetterte. Oben neben der mitschwingenden Pendelleuchte hatte sich eine Spinne gemütlich eingerichtet. Er würde weder seiner Mutter noch seinem Bruder etwas von ihr sagen, seine Mutter würde mit dem Staubsauger anrücken und sein Bruder vermutlich versuchen, seinen schweren Stiefel hinaufzuwerfen.

\*

»Hey, Mo, hey, Mo!!« Maryam stürmte in die Wohnung und warf die Tür mit einem Megaknall hinter sich zu. »Meine Freundin Lilly – also eigentlich gar nicht Lilly, sondern also sozusagen fast Lilly, in Form ihres Bruders – sagt, dass er weiß, was du machen könntest!«

Mo setzte sich kerzengerade auf. »So? Ich geh nicht noch mal in die Schule, um mit denen ›darüber zu reden‹. Sie haben gelogen, nicht ich. Vergiss es.«

»Aber nein. Nichts dergleichen! Was ganz anderes! Er kennt einen total tollen Friseurladen, und die suchen gerade wen.«

»Ich kann doch keine Haare schneiden. Bist du verrückt?!«

»Sollst du ja noch gar nicht! Die suchen wen zur Ausbildung! Er hat mir das da für dich gegeben. Hier. Ruf an.« Sie drückte ihm einen zerknüllten Flyer in die Hand.

»Das ist Werbung für irgendein blödes Clubbing, Maryam. Das auch noch selten dämlich heißt. Lost Boys. Ich bitte dich. Und das – wenn du auf das Datum in der Ecke schaust – auch schon letzte Woche gelaufen ist. Der will dich doch nur verarschen.«

»Du bist echt ein Trottelbruder. Dreh den Wisch um. Da hat er die Nummer draufgeschrieben.« Sie lächelte breit. »Das wird so cool. Du arbeitest dort, und dann färbst du mir die Haare! Blond!«

»Du hast das vom Rausflug erzählt?!«

»Was heißt erzählt? Das musste ich gar nicht. Du bist DER Ge-

sprächsstoff der ganzen Schule. Ah ja, und Papa auch. Man hat ihn ja bis in die Mensa im Erdgeschoss brüllen gehört.«

»Na super.« Das war der Moment, in dem Mo sich das erste Mal beinahe freute, nicht mehr in die Schule gehen zu müssen.

# 3

## DER SALON

In den bodentiefen, silbern umrahmten Fenstern hingen riesige Plakate: elegant getürmte Haare auf geheimnisvoll lächelnden Frauen. Das Licht, das auf sie fiel, war heller als im echten Leben, es blendete ihre Gesichtskonturen aus, bis sie nur noch aus Brauen, dunklem Wimpernkranz und der roten Sichel des geschminkten Mundes zu bestehen schienen, ein Rot, das sich in den Wellen des Haares spiegelte: eine in tiefen Rotweintönen, eine in knalligem Mohn, eine in jenem Hennarot, das auch seine Mutter früher gerne getragen hatte, bis ihre weißen Strähnen sie dazu zwangen, einen dezenteren Ton zu nehmen, einen, den sie »altersentsprechend« nannte. Mo vermisste ihr Feuerhaar, glänzend zu einem straffen Knoten am Hinterkopf gebunden, so wie er ihre selbstbewusste Art vermisste, hier war sie wie ihr Haar immer grauer und ausgebleichter geworden, unauffälliger. Mo träumte davon, ihr Haar wieder in der Sonne flammen zu sehen.

Jetzt drückte er sich vor diesen silbernen Toren herum wie eine verlorene Seele vor dem Himmelstor. Ob ihm Eintritt gewährt würde ... Ob er abgewiesen werden würde ... Er spähte zwischen den Plakaten hindurch ins Innere: Der erste Raum war in eleganten Cremetönen gehalten, mit hohen Vasen aus dunklem Glas, die helle Blumen gebündelt ins rechte Licht setzten. Zwei Frauen saßen vor den goldgerahmten Tischspiegeln, eine mit dem Rücken zu ihm, eine seitwärts.

Die eine hatte kurzes graues Haar, das noch nass am Kopf klebte, die andere sah aus wie Sonic the Hedgehog in Goldfolie.

Die mit den grauen Haaren spürte seinen Blick und drehte sich zu ihm, dunkler Rollkragenpullover, dunkle Brille, knallroter Lippenstift zwischen zwei strengen Falten ihrer Mundwinkel.

Diese Strenge ließ sein Herz endgültig ins Bodenlose sinken. Niemals würden die ihn nehmen. Nie. Wie sollte er in dieses edle Creme passen, zu diesen eleganten Spiegeln, zu den blütenweißen Orchideen, er, der in seiner billigen Jeans in der Kälte draußen stand, die Hände tief in den Taschen des Mantels vergraben, den ihm sein Vater für diesen Termin geliehen hatte, seinen besten Mantel, ohne Flecken und Flicken, schwarz meliert und mit Hornknöpfen, das beste Stück, das er damals in der Spendenkiste gefunden hatte. Der Fluchtdrang war überwältigend. Er hatte doch keine Chance. Wozu eine weitere Erniedrigung einsacken, flüsterte ihm das Teufelchen auf seiner Schulter zu. Besser wäre doch, einfach zu gehen. Einfach. Gehen.

Während er noch nach den Argumenten des Engelchens suchte, öffnete sich die Glastür, und ein junger Mann in schmaler dunkler Hose und Sakko beugte sich hinaus.

»Bist du Mojad?«

Mo nickte.

»Dann komm doch rein.«

Zu spät, zu spät, heulte das innere Teufelchen auf.

Mo holte ganz tief Luft. Sie roch nach Färbemittel und Blumen. Okay. Dann zog er es jetzt eben durch. Er betrat den Salon, die Tür fiel hinter ihm zu. Luster und Spiegel und leise Musik.

Die Dame, die an dem Tisch beim Empfang stand, lächelte ihn an. Halblanges, leicht gesträhtes, goldenes Haar, eine Seite hinter das Ohr gestrichen. Große bunte Ohrringe, die ihr fast bis zu den Schultern hingen. Mo bewunderte die Farbe des Schmuckes, die so

perfekt auf die Farbe des Haares und der blauen Augen abgestimmt war.

»Guten Tag, Mojad.«

Es war ungewohnt, seinen vollen Namen zu hören, er hieß so lange schon Mo, zu Hause und hier auch. In der neuen – jetzt alten – Klasse hatten ihn alle Mo genannt, sogar die Lehrer. Er vermutete, weil manche nicht wussten, wie man Mojad aussprach, und sich nicht blamieren wollten. Hier aber hatten alle den Namen richtig ausgesprochen.

»Geh ruhig nach hinten, Leon bringt dich hin. Er wartet schon auf dich.«

»Der Herr Franz«, flüsterte ihm der junge Mann zu, der ihn hineinbegleitet hatte. »Für dich: Herr Franz.«

Mo folgte ihm durch einen weiteren, in gedecktem Tannengrün gehaltenen Raum, in dem ein Herr mit hochgelagerten Beinen in einem Lederstuhl saß und die Augen geschlossen hielt, während eine junge Frau ihm die Schläfen massierte, den Schaum des Shampoos wie eine Haube zwischen ihren Fingern. Alle in diesen Räumen hatten etwas so Elegantes, Durchdachtes, geradezu Durchkomponiertes, dass Mo sich auch des besten Mantels seines Vaters heftig zu schämen begann. Er wollte es nicht, aber die Scham brach sich einfach Bahn, wie immer.

»Hier sind die Waschplätze.« Leon holte weit mit dem Arm aus. »Warte nur, bis du den Massagestuhl ausprobieren darfst.« Dann machte er eine bedeutende Pause. »Wenn du so weit kommst, heißt das natürlich. Am Probetag darf das noch niemand. Ich wäre mir da an deiner Stelle also nicht allzu sicher.« Er maß Mo mit einem so durchdringenden Blick von oben bis unten, dass sich Mo bis zur Unterhose durchleuchtet fühlte. »Na ja«, fügte er dann an, und dieses »Na ja« fühlte sich an wie der kalte Hauch einer herabsausenden Guilt-

lotinenklinge. »Dort drüben ist das Zimmer mit den Farben. Und hier: der große Raum.«

In dem letzten Zimmer saß ein Mädchen und bearbeitete den Kopf einer Puppe, der auf einem langen Stecken aufgespießt war. Es sah sehr barbarisch aus, fand Mo. Die Puppe lächelte, ihr strähniges Haar war auf der einen Seite noch sehr lang, auf der anderen bereits geschnitten, und auf der Stirn des Mädchens glänzten Schweißperlen. Der Mann in blütenweißem Hemd, der hinter ihr stand und jeden ihrer Handgriffe genau beobachtete, sah auf.

\*

Vier Stunden später tanzte Mo auf dem Weg nach Hause, drehte sich um die eigene Achse, sprang über Pfützen. Es war ungewöhnlich kalt, und als er fast da war, sah er kleine weiße Flöckchen, die aus den stadtlichthellen Wolken auf ihn niederfielen, sie tanzten wie er, bevor sie auf seinem dem Himmel entgegengestreckten Gesicht landeten und in winzigen Tropfen verschwanden, er glühte vor Freude und Aufregung. Der beste Mantel des Vaters war beim Tanzen aufgesprungen und flatterte jetzt wie schwarze Greifenflügel hinter ihm her. Nicht nur hatte der Herr des Salons ihn wohlwollend beobachtet, wie er mit seinem Kollegen kommuniziert hatte, nicht nur hatte er bereits abgeschnittenes Haar zusammenkehren und Flaschen mit Pflegemittelchen ordnen und vorbereiten dürfen, nicht nur hatte ihn eine Kundin, deren langes helles Haar in erstaunlichste Wellen gelegt worden war – eine so schöne, so gepflegte Frau, so alt wie seine Großmutter, aber so elegant wie keine einzige Frau, die er bis jetzt getroffen hatte – diese Königin hatte ihm milde zugelächelt und wohlwollend genickt. Es fühlte sich an wie ein Ritterschlag, der nur noch getoppt wurde von der endgültigen Krönung: Am Ende des Tages bot ihm Herr Franz einen Massagesessel zum Ausprobieren an, und er hätte

sich eigentlich nichts dabei gedacht, hätte er die bedeutende Information dazu nicht vorab verraten bekommen, er räkelte sich im schnurrenden, surrenden Stuhl, der ihn mit feinem Leder umarmte, spürte die Rollen mit leichtem Druck an seinem Nacken und seinem Rücken und an den Oberschenkeln hinauf- und hinabfahren und all die ängstliche Anspannung aus ihm herausdrücken, die sich seit Stunden angestaut hatte. Das weiche Leder duftete, die Blumen in der Vase dufteten, der Assistent, der ihm den Massagesitz eingeschaltet hatte, duftete, und da Mo genüsslich die Augen schloss, konnte er auch den säuerlichen Ausdruck nicht sehen, den das Gesicht des anderen trug. Mo war aber so glücklich, vielleicht das erste Mal so glücklich, seit er nicht mehr dort lebte, wo er geboren worden war, dass er keinerlei Verdacht schöpfte. Das goldene Reich des Salons stand ihm also tatsächlich offen. Er hatte es geschafft. Vorläufig hatte er es geschafft. Er war, so fühlte er deutlich, er war endlich angekommen. Er war sogar so glücklich, dass er lächelnd die Sticheleien des Bruders über sich ergehen ließ, der festhielt, dass Mo nun nach Frauenshampoo stinken würde wie ein verdammtes Mädchen.

»Du riechst wunderbar«, hatte Maryam nach seinem kurzen Bericht über den Tag gesagt und ganz leuchtende Augen bekommen. »Und du siehst echt happy aus. Nicht so wie in letzter Zeit.« Sie schlug in gekünstelter Scham die Augen zu Boden. »Wirst du mich überhaupt noch kennen wollen, wenn nur noch so elegante Damen um dich sind, Bruderherz?«

»Schluss, aus, lasst ihn in Ruhe, beide!«

Seine Mutter stellte ihm eine riesige Tasse heißen Tees hin. »Trink! Und ab ins Bett! Du musst morgen sehr früh wieder dort sein!«

Mo klammerte sich an die heiße Tasse und fühlte die Mutterliebe durch sie in seine Kehle hinabrinnen, brennend heiß.

»Sei nicht so übermütig«, sagte sein Vater. »Noch haben sie dich

nicht aufgenommen. Sie haben dir nur eine Probewoche eingeräumt.«

Mo wurde wahnsinnig wütend auf den Vater. Musste er ihm denn alles kaputt machen, jede Freude, jeden Traum? Er hatte sich immer zurückgehalten, immer, aber jetzt platzte ihm ganz kurz der Kragen. Immerhin war sein Vater Mos Meinung nach nicht ganz unschuldig daran, dass Mo überhaupt von der Schule geflogen war!

»Du kennst dich hier nicht aus«, sagte Mo und war wieder sehr überrascht von sich. »Du weißt doch überhaupt nicht, wie das hier läuft.«

»Hör sofort auf«, ging seine Mutter dazwischen. »So spricht man nicht mit seinem Vater!«

Und sein Vater zog sich in den Schatten zurück, der um seinen Lieblingsohrensessel lag, und schwieg und verbarg die verstümmelte Hand unter der gesunden, wie immer, wenn er nervös und unruhig wurde.

»Ihr habt alle keine Ahnung, wie das hier läuft«, tönte der Bruder aus dem gemeinsamen Zimmer.

»Motz nicht unsinnig herum«, fuhr seine Mutter den Bruder an. »Ich dulde das nicht, dass du unsere Familie schlechtmachst.«

Der Bruder hätte früher ein leises »Ja, Mama« herausgewürgt und sich aus der Schusslinie genommen. Jetzt aber brüllte er: »Ich weiß es besser als ihr alle.«

»Dann geh doch du eine Lehre machen«, schoss Maryam zurück. »Ich geh in die Schule. Und Mo wird Friseur. Und der Einzige, der hier nur rumhängt, bist du!«

Mos Mutter wollte noch etwas sagen, aber sie sagte dann doch nichts. Mo nahm die Teetasse, die erheblich abgekühlt war, und setzte sich ins Treppenhaus, unter den Lichtschalter, den er jedes Mal drückte, wenn das Ganglicht wieder ausging, die weiter abkühlende

Tasse wie ein Baby an sein Herz gedrückt, bis ihm so kalt wurde, dass er merkte, wie sein Hals schmerzte. Und bis der Nachbar aus dem dritten Stock sich so schwungvoll über das Treppengeländer hängte, dass Mo kurz besorgt war, dass er hinabstürzen könnte, und hinunterschrie: »Was soll das?! Du erhöhst unsere Betriebskosten ins Bodenlose mit dem Blödsinn!«

*Man kann nichts ins Bodenlose erhöhen*, dachte Mo, aber der kurz aufgebrodelte Mut hatte ihn bereits wieder verlassen, und er sprach es nicht laut aus.